

Positionen Sozialforschung weiter denken

ANDREW ABBOTT

ZEIT ZÄHLT
GRUNDZÜGE EINER
PROZESSUALEN
SOZIOLOGIE

Leseprobe

Hamburger  Edition

ANDREW ABBOTT

ZEIT ZÄHLT

Grundzüge einer
prozessualen Soziologie

Aus dem Englischen von Michael Adrian

Mit einer Einführung von Thomas Hoebel,
Wolfgang Knöbl und Aaron Sahr

Leseprobe

Hamburger Edition

THOMAS HOEBEL | WOLFGANG KNÖBL | AARON SAHR

Reputation und Randständigkeit

Andrew Abbott und die Suche nach der prozessualen Soziologie

»Man kann [...] eine grundlegende Veränderung nicht als gelegentliches Resultat einer kontinuierlichen Stabilität erklären. Somit kann es keine wahren ›Perioden‹ geben, und wir müssen davon ausgehen, dass die soziale Welt in erster Linie eine gegenwärtige Welt und der Wandel ihr natürlicher Zustand ist. Die Kontinuität der sozialen Dinge von der Vergangenheit in die Gegenwart und in die Zukunft kann nicht vorausgesetzt werden. Sie ist eine Leistung, keine Tatsache – die Erschaffung einer bestimmten Art der Entwicklungslinie von Ereignissen.«¹

Die Soziologie hat ein problematisches Verhältnis zur Prozessualität ihrer Gegenstände. Denn erstens fällt es ihr nicht gerade leicht, volatile Verhältnisse und Phasen analytisch zu durchdringen. Ihre Stärke liegt eher darin, stabile Zustände und Entitäten zu untersuchen und auf Begriffe zu bringen. Sprechen Sozialwissenschaftlerinnen² von »Staat«, von »Kapitalismus«, von »Organisationen«, »Klassen« oder von »Familie«, so meinen sie damit zwar in der Regel historisch gewordene und sich wandelnde Gebilde – aber doch eben *Gebilde*, mehr oder weniger »feste« Phänomene, die sich als solche erfassen und in ihrem Verhältnis zuei-

1 Andrew Abbott, *Prozessuales Denken. Reflexionen über Marx und Weber*, Hamburg 2019, S. 56–57.

2 Die Autoren und der Übersetzer verfolgen das Ziel gendergerechter Sprache, indem sie wahllos zwischen den grammatikalischen Geschlechtern wechseln.

inander definieren lassen.³ Zweitens ist offensichtlich, dass noch stets eine gewisse Spannung bestand zwischen den Theoretisierungen sozialer Gebilde sowie ihrer Relationen zueinander einerseits und diversen prominenten Begriffen andererseits, die sich auf langfristige Transformationen von Sozialität beziehen, darunter »Modernisierung«, »Rationalisierung«, »Differenzierung« oder »Individualisierung«. Es handelt sich hier insofern um »gefährliche Prozessbegriffe«⁴, als sie von Beginn an mit einem Bündel empirischer und konzeptioneller Fragen konfrontiert waren, etwa ob und inwiefern die betreffenden Transformationen das Gebilde, in dem sie ihren Ausgang nehmen, nicht letztlich auflösen und dadurch ihre Konturen verlieren, ob und inwiefern es sich nur um gedankliche Abstraktionen oder um reale Vorgänge gesellschaftlicher Makrodetermination handelt und ob und inwiefern die Begriffe eher deskriptiv oder eher normativ angelegt sind. Paradoxerweise sind diese Begriffe bis heute deshalb so gegenwärtig, weil sich praktisch jede neue Generation von Forschenden kritisch mit ihnen auseinandersetzt.

Die üblichen Prozessbegriffe zählen also vornehmlich aufgrund ihrer *Problematisierung* zum soziologischen Kanon, nicht aufgrund ihrer Affirmation. Das ist keineswegs unproduktiv. Die stete Unzufriedenheit mit Bewegungsbegriffen mündet regelmäßig in Diskussionen, die mal enger, mal weiter die Frage der Prozessualität des Sozialen adressieren –

3 Da solche Definitionen von Gebilden in letzter Konsequenz Imaginationen von Gesellschaft erzeugen, in der sich dann eben Staaten (oder Staat und Zivilgesellschaft), Organisationen (oder Organisation und Individuum) und Klassen (oder Kapital und Arbeit) als gesonderte Elemente in einem Raum gegenüberstehen, sprechen manche von einem »Raumparadigma«, das in der Soziologie vorherrscht. Sie hat in der Tat zumindest eine Neigung zu »verräumlichtem« Denken, die Robert Seyfert treffend »methodologischen Extensivismus« nennt (Robert Seyfert, »Lebenssoziologie – eine intensive Wissenschaft«, in: Heike Delitz/Frithjof Nungesser/Robert Seyfert (Hg.), *Soziologien des Lebens. Überschreitung – Differenzierung – Kritik*, Bielefeld 2018, S. 373–407).

4 Hans Joas, »Gefährliche Prozessbegriffe. Eine Warnung vor der Rede von Differenzierung, Rationalisierung und Modernisierung«, in: Karl Gabriel/Christel Gärtner/Detlef Pollack (Hg.), *Umstrittene Säkularisierung. Soziologische und historische Analysen zur Differenzierung von Religion und Politik*. Zweite, um ein Register ergänzte Auflage, Berlin 2012, S. 603–622.

zumindest in der deutschsprachigen Forschung, auf die wir uns hier zunächst beschränken.⁵

Die immer wieder aufflammenden Diskussionen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Soziologie erfolgreicher darin ist, den Prozessbegriff zu problematisieren, als positiv zu bestimmen, was er bezeichnen soll und leisten kann.⁶ Kein Wunder, dass »Prozess« trotz seiner Allgegenwart nicht einmal ansatzweise das Maß an Aufmerksamkeit in einschlägigen Selbstverständigungsschriften findet, wie es bei anderen Fundamentalkonzepten wie »Institution«, »Struktur« oder »Handlung« der Fall ist.⁷ So findet sich im *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie*,⁸ das im Untertitel immerhin *Hundert Grundbegriffe* verspricht, erst gar kein Eintrag zu »Prozessen«, wohl aber zu »Differenzierung«, »Globalisierung« oder »Individualisierung«, die dann allesamt – Überraschung! – als Prozesse gelten.⁹ Auch im *Wörterbuch der Soziologie*, in den

5 Materiale Ergebnisse finden sich in lesenswerter Form in Sammelbänden wie Karl-Georg Faber/Christian Meier (Hg.), *Historische Prozesse. Beiträge zur Historik*, Bd. 2. München 1978; Hans-Peter Müller/Michael Schmid (Hg.), *Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze*, Frankfurt am Main 1995; Rainer Schützeichel/Stefan Jordan (Hg.), *Prozesse – Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Wiesbaden 2015.

6 Niklas Luhmann, »Geschichte als Prozess und die Theorie sozio-kultureller Evolution«, in: Faber/Meier (Hg.), *Historische Prozesse*, S. 413–440, hier S. 421.

7 Wir beschränken uns hier darauf, etwas ausführlicher auf den deutschsprachigen Diskurs einzugehen. Die Diagnose trifft aber auch auf einschlägige englischsprachige Werke zu, darunter Allan G. Johnson, *The Blackwell Dictionary of Sociology*, 2. Auflage, Malden 2000; Judith R. Blau (Hg.), *The Blackwell Companion to Sociology*, Malden 2004; Stella R. Quah/Arnaud Sales (Hg.), *The International Handbook of Sociology*, London 2000.

8 Sina Farzin/Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2015.

9 Siehe dazu die betreffenden Beiträge auf S. 41, S. 92 und S. 114. Zu anderen Grundbegriffen wie »Struktur«, »Macht« oder »Institution« gibt es dagegen sehr wohl allgemeine Einträge – zusätzlich zu Artikeln über Phänomene, die als Beispiele für Strukturen oder Institutionen gelten können.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Unsere Anmerkungen sind keine Kritik an Sina Farzin und Stefan Jordan, die das Lexikon herausgegeben haben – etwa derart, dass sie den soziologischen Diskurs nicht genau genug nach dem Prozessbegriff durchforstet hätten, sodass die Notwendigkeit eines entsprechenden Ein-

Soziologischen Stichworten und dem Kompendium der Soziologie finden sich keine nennenswerten Ausführungen.¹⁰

-
- trags von ihnen nicht erkannt worden wäre. Vielmehr ist es ein Beleg für die These, wonach es schlicht keine ernst zu nehmende theoretische Tradition der genaueren Bestimmung dieses Grundbegriffs gibt.
- 10 Karl-Heinz Hillmann, *Wörterbuch der Soziologie*, 5. Auflage, Stuttgart 2007; Raymond Boudon/François Bourricaud, *Soziologische Stichworte. Ein Handbuch*, Opladen 1992; Heinz-Günter Vester, *Kompendium der Soziologie I–III*, Wiesbaden 2009–2010.

Das in dritter Auflage veröffentlichte und von Günter Endruweit herausgegebene *Wörterbuch der Soziologie* (Konstanz 2014) enthält immerhin einen Eintrag zu sozialen Prozessen, ebenso das 2011 erschienene, grundlegend überarbeitete und von Werner Fuchs-Heinritz u. a. herausgegebene und in fünfter Auflage erschienene *Lexikon zur Soziologie*. Beide Beispiele – *Wörterbuch* und *Lexikon* – verdeutlichen dabei auf je eigene Weise noch einmal die theoretische Unterbestimmtheit dieses vernachlässigten Grundbegriffs – unbeschadet der Tatsache, dass sie den Prozessbegriff durch einen eigenen Eintrag als eigenständiges Theoriesegment verstehen, das sich von Prozessdiagnosen unterscheidet.

Denn der Eintrag zu Prozess als sozialtheoretischem Grundbegriff im *Wörterbuch* (S. 372) ist zunächst deutlich kürzer als die Einträge zu einzelnen Prozessdiagnosen, etwa »Differenzierung« (S. 77–80), »Individualisierung« (S. 179–181) oder »Modernisierung« (S. 326–328), was wiederum darauf verweist, dass es viel mehr über Debatten zu Prozessbeispielen als zu Prozessualität selbst zu berichten gibt. Womöglich hat sich der Herausgeber und Verfasser des Eintrags auch deswegen dazu entschlossen, die Kategorie aufzulösen und als »Sammelbezeichnung für alle Gegenstände in der Soziologie, die Vorgänge zwischen Subjekten meinen«, zu bezeichnen (Günter Endruweit, »Prozesse, soziale«, in: ders./Gisela Trommsdorff/Nicole Burzan (Hg.), *Wörterbuch der Soziologie*, 3. Auflage, Konstanz 2014, S. 372). Prozessualität geht in dieser Definition somit in allgemeiner Sozialität auf, was jedoch der ubiquitären Verwendung von individualisierenden oder typisierenden Prozessbegriffen in der Forschungspraxis widerspricht.

Eine zweite und wahrscheinlich den vielfältigen Verwendungen des Prozessbegriffs in der sozialwissenschaftlichen Forschung eher entsprechende Definition findet sich im *Lexikon*. Zwar wird der Prozessbegriff mit einem eigenen Eintrag gewürdigt, doch Prozessualität dann in verallgemeinerter Form als »Aufeinanderfolge verschiedener Zustände eines Objekts in der Zeit« definiert (»Prozess«, in: Werner Fuchs-Heinritz u. a. (Hg.), *Lexikon zur Soziologie*, 4. Auflage, Wiesbaden 2007, S. 518–519, hier S. 518). Bedenkt man aber, dass Zeit genau besehen selbst nicht anders verstanden werden kann denn als bemerkte Variation, dann fragt man sich, ob der Eintrag nicht besser »Zeit« hätte heißen müssen. Eine solche Definition von Prozess verabschiedet den Begriff und macht es unmöglich, ihn als eine grundlegende und gleichsam spezifizierende Kategorie wie »Struk-

Um es abzukürzen: Die Liste der Fehlanzeigen ließe sich problemlos verlängern. Der Punkt sollte jedoch deutlich geworden sein. Obwohl der Prozessbegriff in der Regel als so bedeutsam anerkannt wird, dass auf ihn kaum verzichtet werden kann, ist die Bereitschaft in der Soziologie, sich mit diesem Begriff näher auseinanderzusetzen oder gar die grundlegende Frage nach der prinzipiellen Prozesshaftigkeit des Sozialen zu stellen, eher gering. Sie war hier sozialtheoretisch schon einmal weiter, war doch die Prozesshaftigkeit menschlicher Vergesellschaftung eine zentrale Prämisse der sogenannten Chicagoer Schule der Soziologie.¹¹

Es gibt gegenwärtig nur einige wenige Ausnahmen von dieser weitgehenden soziologischen »Prozessignoranz«, aber es gibt sie. Eine der prominentesten Ausnahmen ist der Chicagoer Soziologe Andrew Abbott, den wir in diesem Band mit einer Auswahl zentraler Aufsätze einem deutschsprachigen Publikum vorstellen möchten.

Abbott, Jahrgang 1948 und seit 1991 Professor für Soziologie an der University of Chicago, ist zeit seines Forscherlebens auf der Suche nach einer prozessualen Soziologie. Das hat ihm in Nordamerika, seit einigen Jahren verstärkt auch in Frankreich erhebliche Reputation eingebracht, während die Rezeption seiner Arbeiten in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften noch recht verhalten ist. Dabei ist er mit seiner unentwegten Suche ohne Zweifel eine der prägenden Figuren der aktuellen US-amerikanischen Soziologie, was sich auch daran zeigt, dass er eine

tur« oder »Institution« zu fassen. Denn wer Prozess schlicht als Unterschied zwischen zwei zeitlich aufeinanderfolgenden Zuständen, d. h. als Veränderung definiert, identifiziert Prozess mit Zeitlichkeit – und löst den Begriff auf. Das Stichwort der »Prozesssoziologie« (ebd., S. 519) wird dementsprechend als Synonym für die Arbeiten von Norbert Elias, nicht aber für eine bestimmte soziologische Perspektive oder einen Problemkomplex verwendet.

In einigen Fällen finden sich allerdings Einträge zu »sozialem Wandel«, die zumindest einen Teilbereich der Beispiele abdecken sollen, die gemeinhin als Prozesse gefasst werden. Mit Wandel sind in der Regel lediglich großformatige gesellschaftliche Veränderungen aufgerufen, etwa im *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie* von Farzin und Jordan sowie im *Wörterbuch der Soziologie* von Endruweit u. a. Der Begriff ist somit zu eng, um ersatzweise zu leisten, was dem Prozessbegriff in seiner vielfältigen Verwendung in Prozessdiagnosen zugemutet wird.

11 Hans Joas/Wolfgang Knöbl, *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*, Frankfurt am Main 2004, S. 196, 201.

enorm lange Zeit, nämlich zwischen 2000 und 2016, als Herausgeber des prestigeträchtigen *American Journal of Sociology* wirkte. Gleichzeitig ist er – eigentümlicherweise – bis heute in disziplinärer Hinsicht randständig geblieben, ist er weder schulbildend noch debattenprägend geworden, auch wenn er keiner Kontroverse ausgewichen ist. Reputation und Randständigkeit, eine auf den ersten Blick widersprüchliche Charakterisierung seiner Stellung in der internationalen Soziologie, ist dabei – wie zu zeigen sein wird – die Konsequenz seiner Suche nach einer genuin temporal angelegten Sozialtheorie.

Wer sich mit den Arbeiten Abbotts befasst, kommt nicht umhin, sich gleichzeitig damit auseinanderzusetzen, wie sich die Soziologie als Disziplin entwickelt hat. Das liegt zum einen daran, dass Abbott die Soziologie selbst als einen empirischen Untersuchungsgegenstand behandelt, dem er sich regelmäßig widmet, um nicht nur wissenschaftssoziologische, sondern auch sozialtheoretische Argumente voranzutreiben. Zum anderen ist Abbott über seine gesamte Forscherbiografie hinweg ein Suchender, wobei er immer wieder die Soziologie als Ausgangs- und Bezugspunkt nimmt. Dabei lassen sich mindestens drei Dimensionen dieser Vorgehensweise unterscheiden. Erstens, so ließe sich in lockerer Anlehnung an Marcel Proust formulieren (ohne dass Abbott diesen Bezug allerdings selbst herstellt), ist er auf der *Suche nach der verlorenen Zeit*. Es geht ihm darum, die Temporalität des Sozialen als zentralen Aspekt sozialwissenschaftlicher Methodologie und soziologischer Theoriebildung zu verankern. Die Soziologie hat diesen Aspekt in den vergangenen Jahren – wie einleitend skizziert – zwar nicht komplett verloren. Sie hat ihn, mit einigen wenigen Ausnahmen, über die wir später noch sprechen werden, allerdings weitgehend vernachlässigt.

Zweitens zielt Abbott auf sozialtheoretische Anschlussfähigkeit ab. Er findet eine Disziplin vor, in der seine Argumente zunächst kaum Gehör finden, da sie für gewöhnlich auf Basis grundlegend divergierender Prämissen verfährt. Das macht die Aufgabe, ihn und einen Band mit Aufsätzen von ihm vorzustellen, nicht gerade leicht, hat man doch einen Autor zu präsentieren, der einerseits eine einflussreiche und auch mächtige Figur in der internationalen Soziologie ist, dessen Werk aber andererseits aufgrund seiner idiosynkratischen Positionen, seiner Begriffsbildung und seines Argumentationsstils durchaus immer wieder auf Rezeptionsschwierigkeiten und Irritationen gestoßen ist. Das gilt insbesondere für den deutschen Sprachraum, in dem Abbott – auch

wenn es vereinzelte Übersetzungen gibt¹² – im Unterschied zur wesentlich breiteren Rezeption in Frankreich oder Spanien eher eine unbekannte Figur geblieben ist.

Drittens schließlich ist, was zunächst überraschen mag, Abbott ständig damit beschäftigt, eigene Positionen zu revidieren. Er arbeitet fortlaufend daran, seine bisherigen Prämissen, Konzepte und Standpunkte zu überdenken, zu modifizieren oder auch fallen zu lassen, wie er selbst immer wieder sehr eindrücklich einräumt, vor allem in den Einleitungen zu seinen beiden Aufsatzbänden, *Time Matters* aus dem Jahr 2001 und *Processual Sociology* von 2016. Aus beiden Bänden stammen auch die hier vorgelegten Übersetzungen. Es handelt sich um Schlüsseltexte, die treffend abbilden, wie die Suchbewegungen nach *der verlorenen Zeit* (Abschnitte II und IV), nach *sozialtheoretischer Anschlussfähigkeit* (III) und nach *der nächsten Revision eigener Standpunkte* (V) letztlich zu einer Position führten, die Abbott in ein interessantes Verhältnis zu gegenwärtigen Debatten *in der Soziologie* (VI) setzt.

[...]

12 Etwa Andrew Abbott, »Nach dem Chaos: Selbstähnlichkeiten in den Sozialwissenschaften«, in: Christian Dayé/Stephan Moebius (Hg.), *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*, Berlin 2015, S. 284–307; ders., *Prozessuales Denken. Zur deutschen Rezeption* siehe Frank Adloff/Sebastian M. Büttner, »Die Vielfalt soziologischen Erklärens und die (Un-)Vermeidbarkeit des Eklektizismus. Zu Andrew Abbotts Soziologie fraktaler Heuristiken«, in: *Zeitschrift für theoretische Soziologie* 2 (2013), 2, S. 253–267.

ANDREW ABBOTT

Lyrische Soziologie

Für ein emotionales Erfassen sozialer Momente

Einleitung

In theoretischen Auseinandersetzungen mit Entwicklungslinien einerseits und Ökologien andererseits begegnen uns zwei Aspekte von Zeitlichkeit.¹⁵⁷ Mithilfe des Konzepts der Entwicklungslinie sehen wir die diachrone Zeit etwa von Erzählungen oder beruflichen Werdegängen, sie ist eine Zeit des »Entstehens«. Mithilfe des Konzepts der Ökologie sehen wir die synchrone Zeit wechselseitiger Determination, die Zeit des Handelns, ja, die Zeit der Realität und der Erfahrung. Im Folgenden werde ich die Analyse des Prozessualismus um eine eingehende Untersuchung dieser Doppelnatur der Zeitlichkeit erweitern, wobei ich mich auf die synchrone Seite konzentrieren werde. Die diachrone, narrative Seite der Temporalität ist bereits gründlich erforscht; auch ich habe ausführliche Betrachtungen dazu veröffentlicht.¹⁵⁸ Unser Verständnis der Zeitlichkeit des Moments – innerhalb deren jede wechselseitige Determination stattfindet – ist dagegen begrenzter. Zwar untersuchen die Netzwerkanalyse, die Gleichgewichtstheorie in der Mikroökonomik, die Querschnittsregression und vergleichbare Verfahren sämtlich die

157 Der ursprüngliche Entwurf zu diesem Aufsatz wurde am 11. März 2004 in einem Seminar vorgestellt, das von Intersections gesponsert wurde, einer Initiative der Universität Michigan mit dem Ziel, Natur- und Humanwissenschaften zusammenzubringen.

158 Vgl. im vorliegenden Band: »Über die allgemeine Linearität hinausgehen«, und »Was machen Fälle eigentlich?«; sowie »Conceptions of Time«, »From Causes to Events«, »Temporality and Process« in: Abbott, *Time Matters*.

sozialen Beziehungen in einer Art zeitloser Gegenwart. (Und wie wir an anderer Stelle gesehen haben,¹⁵⁹ verschafft uns die ökologische Analyse einen ergiebigen Zugang zu dieser komplexen Gegenwart.) Aber selbst wenn wir von der komplexen Natur der wechselseitigen Determination in der Gegenwart absehen, trägt die Gegenwart stets die möglichen Veränderungen des Übergangs in sich. Weil eine Kodierung nicht permanent, sondern von Moment zu Moment erfolgt, befindet sich die scheinbar zeitlose Gegenwart immer an der Schwelle einer Veränderung, sie ist eine Episode in einer langen Abfolge von Momenten, die permanent vorübergehen. In diesem Aufsatz betone ich diese Einbettung der scheinbar festen Gegenwart in die vergehende Zeit und schaue genauer auf das Phänomen des Übergangs selbst.

In der vorliegenden Untersuchung widme ich mich dem Begriff der Lyrik, also der poetischen Version einer Würdigung des Momentanen. Mein Motiv, das hinter dieser Erörterung steht, ist das einer theoretischen Gegenbewegung. Ich möchte die möglichen Alternativen zur Narration in ihrem weitesten Verständnis betrachten und nach der anderen Weise fragen, die Zeit zu kennen. Normalerweise gehen wir davon aus, dass wir, um die soziale Welt richtig zu verstehen, Geschichten über sie erzählen müssen. Dies können Geschichten über reale Menschen oder Institutionen sein: Historiografien, Biografien, Fallstudien über Organisationen, Analysen des Weltsystems. Oder es kann sich um die »Geschichten« von Variablen handeln wie in den vielen Formen der quantitativen Analyse. In *Seven Types of Ambiguity*¹⁶⁰ habe ich den Unterschied zwischen beiden Arten von Geschichten eingehend untersucht und festgestellt, dass die »Geschichten« von Variablen als Mittel zum Verständnis der sozialen Welt erhebliche Nachteile aufweisen. Auf den folgenden Seiten jedoch fasse ich beide Arten von »Geschichten« – die von Individuen und die von Variablen – als narrative Herangehensweisen an die soziale Welt zusammen und frage danach, wie die Alternative zu einem solchen narrativen Ansatz aussehen könnte. Und die Antwort lautet: Diese Alternative ist eine Soziologie, die auf besonderen Momenten, auf besonderen Orten und auf einer besonders engagierten emotionalen Einstellung des Autors zu seinem Material beruht. Es ist eine Soziologie des Momentanen.

159 Abbott, »Linked Ecologies«.

160 Ders., »Seven Types of Ambiguity«.

Dazu muss ich etwas weiter ausholen. Der Begriff einer Gegenwart im Übergang kann sich nicht auf profunde sozialwissenschaftliche Studien stützen, und so sind viele verschiedene Ansätze nötig, um eine solche transitorische Gegenwart sichtbar zu machen. Also schweife ich in meinen Ausführungen in die Literaturtheorie und die Geschichte der Ethnografie ab und analysiere mehrere soziologische Texte im Detail. Diese Ausführungen werfen darüber hinaus grundsätzliche Fragen zur Zeitlichkeit auf, die auch im nächsten Kapitel dieses Buches aufgegriffen werden. Ihr Kern aber zielt auf die bewusste lyrische Wahrnehmung des sozialen Prozesses.

Ich beginne mit einer Textanalyse, die eine erste Grunderfahrung lyrischer Soziologie vermitteln soll. Im Anschluss befrage ich Klassiker der Literaturkritik und -theorie nach formalen Definitionen des lyrischen Impulses. In einem langen dritten Abschnitt spezifiziere ich anhand mehrerer Beispiele den Charakter und die Dimensionen der lyrischen Soziologie. Im vierten Abschnitt vertiefe ich mich in die formale Erörterung benachbarter Felder (zeitgenössische Literaturtheorie und Ethnografie) und spezifischer Themen (Verortung und Gefühl). Und hier wird nun der Bezug des Aufsatzes zur allgemeinen Thematik des Prozessualismus deutlich: das problematische Verhältnis zwischen linearer Zeit und momentaner Zeit, zwischen Entwicklungslinien und Moment, zwischen der Verortung in der Zeit und im sozialen Raum. All dies sind zentrale Fragen für den Prozessualismus, und es ist hilfreich, ihnen in einem spezifischen und begrenzten Bereich nachzugehen. Insgesamt wird die vorliegende Erörterung, die von Momenten handelt, einen zentralen Aspekt des sozialen Prozesses im Zeitablauf erfassen.

Zur Frage einer lyrischen Soziologie

»Der Chicago River stockt mit seinem von der Industrie besudelten Wasser und verzweigt sich, um die Stadt in die South Side, die North Side und die große West Side aufzuteilen. In der südlichen Flussbiegung liegt der Loop, dessen Skyline sich vor dem Lake Michigan auftürmt. Der Loop ist das Herz Chicagos, der Knoten in den Stahlarterien seiner Hochbahnstruktur, die die drei Millionen Einwohner der Stadt in einem unaufhörlichen Strom in das Hauptgeschäftsviertel hinein- und wieder herauspumpt. Die canyonartigen Stra-

ßen des Loop dröhnen vom Geschäftsverkehr. Auf den Gehwegen wimmelt es von Menschen aller Nationalitäten, die sich blind aneinander vorbeidrängen, in Bürogebäude, Läden, Theater, Hotels und wieder heraus – und schließlich zurück zu den Nord-, Süd- und West-Seiten«, aus denen sie kamen. Meilenweit erstrecken sich die endlosen Blöcke der Stadt über dem, was einst Prärie war.«¹⁶¹

»Im Laufe der 1970er und 1980er Jahre verschwand ein Wort aus dem amerikanischen Wortschatz. Von den Politikern, die in ihren Reden die vielfältigen Missstände anprangerten (*decrying*), unter denen amerikanische Städte litten, wurde es nicht erwähnt. Von den Beamten, die die nationalen Sozialprogramme verwalteten (*administering*), wurde es nicht in den Mund genommen. Von den Journalisten, die über die zunehmende Welle der Obdachlosigkeit, des Drogenmissbrauchs und der Gewalt im urbanen Amerika berichteten (*reporting*), wurde es nicht verwendet. Von Stiftungsleitern und Thinktank-Experten, die neue Programme für arbeitslose Eltern und ledige Mütter vorschlugen (*proposing*), wurde es nicht diskutiert. Von Anführern der Bürgerrechtsbewegung, die ihre Stimme gegen die anhaltende Ungleichheit erhoben (*speaking out against*), wurde es nicht zur Sprache gebracht, und auf den Tausenden von Seiten, die Sozialwissenschaftler über die städtische Unterschicht schrieben, war es nicht zu finden. Das Wort lautete Segregation.«¹⁶²

Davon abgesehen, dass diese beiden Auszüge die alte – mindestens bis auf Henry Watson Fowlers *Modern English Usage* zurückgehende – Verlautbarung widerlegen, Soziologen könnten nicht schreiben, sind ihre Varianten guten Stils sehr unterschiedlich. Und doch haben sie dasselbe Thema: Harvey Zorbaughs Hymne auf Chicago und die Klage von Douglas Massey und Nancy Denton über die Segregation behandeln beide den Charakter und die Dynamik von Städten. Auch ihre politischen Einstellungen gleichen sich; wo Massey und Denton aus ihrer politischen Botschaft von Anfang an keinen Hehl machen, legt Zorbaughs Buch seine Verwurzelung im amerikanischen Progressivismus alsbald offen. Beide Passagen wollen ihre Leserschaft zudem in eine bestimmte Geis-

161 Zorbaugh, *Gold Coast*, S. 1.

162 Massey/Denton, *American Apartheid*, S. 1.

teshaltung versetzen – bei Zorbaugh in ein Gefühl der Aufregung und Intensität, bei Massey und Denton in eines der Überraschung und Empörung.

Worin sich diese Passagen jedoch unterscheiden, ist ihre Sprache. Zorbaugh gebraucht nicht nur einfache Metaphern wie die vom »besudelten« Wasser und dem sich »auftürmenden« und »canyonartigen« Loop, sondern auch das homerische Bild der Hochbahngleise als Arteriensystem, durch das Blut des städtischen Lebens pulsiert. Massey und Denton hingegen bedienen sich keiner Redefiguren, abgesehen von solchen toten Metaphern wie »vielfältige Missstände« (*multiple ills* – vielfältige Krankheiten) und »zunehmende Welle« (*rising tide* – Flut) und der gleichermaßen bescheidenen Synekdoche, durch die »Reden«, »Seiten« und »Wort« das amerikanische politische Bewusstsein konkretisieren, aus dem das Problem der Segregation verschwunden ist.

Der einzige auffällige figurative Sprachgebrauch auf der ersten Seite ihres Buches ist der Titel des Kapitels: »Das fehlende Bindeglied«. Nachdem nicht offensichtlich ist, worauf sie sich bezieht, lockt diese historische Wendung die Leserin in den Text hinein: Welches Bindeglied? Zwischen wem und was? Warum fehlt es? Am Ende von Masseys und Dentons erstem Absatz sind wir bezüglich keiner dieser Fragen schlauer, ja, wir wissen noch nicht einmal, ob sich das Buch der Segregation selbst oder der Art und Weise widmet, wie sie aus der öffentlichen Diskussion verschwunden ist. Der Titel von Zorbaughs erstem Kapitel – »Der Schatten des Wolkenkratzers« – hingegen bezieht sich unmittelbar auf den Text, der ihm folgt: buchstäblich, weil sich der Text mit jenem Teil der Stadt beschäftigt, der gleich nördlich – und daher buchstäblich im Schatten – der Loop-Wolkenkratzer liegt; und im übertragenen Sinne, weil er sich jenem Teil des sozialen Lebens widmet, der unter den und somit »im Schatten« der urbanen Bedingungen entsteht, deren sichtbarstes Resultat eben die Loop-Türme sind. Tatsächlich wirft die Wolkenkratzer-Synekdoche eine Frage auf, die noch klarer umrissen ist als die zu Massey und Denton: Ist Zorbaugh der technologische und ökologische Determinist, den diese Schattenfigur zu implizieren scheint?

Dieser offensichtliche Unterschied in der figürlichen Sprache ist Vorbote eines subtileren Unterschieds in den Thematiken. Zorbaugh schreibt über die Stadt selbst – ihre Geografie, ihre Bevölkerung, ihre Orte; Massey und Denton hingegen schreiben über das Reden über die

Stadt – das Reden von Politikern, Stiftern, Sozialwissenschaftlern und anderen. Der eine Abschnitt handelt von einer Sache, der andere von den unterschiedlichen Weisen, eine Sache zu sehen (oder vielmehr: nicht zu sehen). Tatsächlich bedingt dieser thematische Unterschied zum Teil den Unterschied in der Bildlichkeit ihrer Sprache. Weil er die Stadt faszinierend und überwältigend findet, kann Zorbaugh zu poetischen Mitteln greifen, wohingegen Massey und Denton, die am allmählichen Vergessen der Segregation nichts besonders romantisch oder elektrisierend finden, uns jenes Vergessen mit sechs Wiederholungen derselben grammatischen Struktur ins Bewusstsein hämmern müssen, sich folglich an die Rhetorik von Predigten und politischen Reden halten und nicht an die Dichtung.

Beide Passagen unterscheiden sich also sowohl in ihrer figurativen Sprache als auch in ihrer Konkretion. Zu guter Letzt aber – und das ist vielleicht das auffälligste – unterscheiden sie sich in ihrer Zeitlichkeit: Der eine Auszug handelt von etwas, das ist, der andere von etwas, das geschehen ist. Jedes von Zorbaughs Hauptverben ist im Präsens. Der Fluss »stockt«, die Straßen »dröhnen«, die Arterien »pumpen«, die Menschen »drängen sich«. Zorbaughs einzige Vergangenheitsformen sind ein adjektivisch gebrauchtes Partizip Perfekt (»besudelt«), ein Präteritum, das den Übergang von früheren Gesellschaftsformen bezeichnet (»was einst Prärie war«), und ein weiteres, das auf die Ursprünge der täglichen Pendlerzeit in den Vororten hinweist (»aus denen sie kamen«). Kurzum, Zorbaugh schreibt über einen Seinszustand, einen Moment. Massey und Denton hingegen schreiben über ein Ereignis. Jedes Hauptverb in ihrem Textauszug ist in der Vergangenheitsform (zumeist die Präterita »wurde« und »war«), und tatsächlich beginnt die Passage nicht nur mit der Vergangenheit, sondern dem Präteritum – in der Wendung »verschwand ein Wort«. Im englischen Original sind die einzigen Präsensformen Partizipien, die eine anhaltende Handlung in der Vergangenheit bezeichnen: *decrying*, *administering*, *reporting*, *proposing* und *speaking*.

Zusammengefasst behandeln beide Absätze die Stadt; beide vertreten eine aktivistische und leidenschaftliche Perspektive. Zorbaugh aber schreibt figurativ über die Stadt selbst als einen gegenwärtigen Zustand, während Massey und Denton in nicht figurativer Sprache über den städtischen Diskurs als eine sich entfaltende Geschichte schreiben. Ich möchte mich hier auf den letzten dieser drei Unterschiede – Figürlich-

keit, Konkretion und Momenthaftigkeit – konzentrieren: den zwischen dem Schreiben über einen Zustand und dem Schreiben über ein Geschehnis. Wir haben eine einfache Bezeichnung für das, was Massey und Denton tun, um eine Geschichte zu entfalten; wir nennen es erzählen oder eben Narration.

Die Idee der Erzählung hat in den modernen Human- und Sozialwissenschaften ein ziemliches Auf und Ab erlebt.¹⁶³ Nach der vernichtenden Niederlage, die der teleologischen und der fortschrittsoptimistischen Geschichtsschreibung («Whig history») von der historischen Sozialwissenschaft und der Alltagsgeschichte der 1960er und 1970er Jahre beigebracht wurde, ging die Idee der Erzählung zusammen mit der älteren Generation, die sie vervollkommen hatte, ins Exil. Die Sozialhistorikerinnen aus der rebellischen Generation hielten die Erzählung für bloßes Geschwafel im Gegensatz zur rigorosen quantitativen Analyse, während die Alltagshistorikerinnen das Geschichtenerzählen mit »Masternarrativen« gleichsetzten, die darauf abzielten, die »geschichtslosen Völker« unserem Blick zu entziehen. Die Hauptströmungen der Soziologie wiederum glaubten, das Erzählen in den 1930er Jahren mit W. I. Thomas und den Life-History-Methoden hinter sich gelassen zu haben. Und so wurde das Erzählen in den 1960er und 1970er Jahren zu einem akademischen Nischenprodukt, das nur noch einige konservative Historiker und eine Handvoll Sozialwissenschaftler im Widerstand gegen die kausalen Orthodoxien ihrer Fächer pfl egten.

In den 1980er Jahren änderte sich jedoch die Mode. In ausdifferenzierter Weise kehrte die Erzählung als eine Hauptform akademischen Schreibens auf die Tagesordnung zurück, von der Oral History einzelner Individuen bis zu großen Chroniken von Klassen, ethnischen Gruppen und sozialen Geschlechtern. Neben die neue narrative Produktion traten die ebenfalls neuen Ergebnisse des Cultural und des Linguistic Turns, die für viele nahtlos an den Narrative Turn anschlossen. »Narrativ« bedeutete so alles drei zusammen: Geschichten zu folgen, kulturelle Symbole zu erforschen und der sprachlichen Ebene größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Dieser narrative Gegenschlag signalisierte keine Rückkehr zu den verteufl eten Teleologien der fortschrittsoptimistischen Geschichtsphi-

163 Quellen zur Geschichte des Erzählens finden sich bei McDonald (Hg.), *Historic Turn*.

losophie. Er widersetzte sich vielmehr bewusst einer Sozialwissenschaft, die als übermäßig analytisch empfunden wurde. Insbesondere wurde die Vorliebe der analytischen Sozialwissenschaften für kausale Geschichten über die Beziehungen zwischen verdinglichten Konstrukten wie »Bürokratie« oder »Südstaatenmentalität« attackiert, die den (bewunderten) Erzählungen entgegenstanden, in denen die realen Handlungen realer – sozialer wie individueller – Akteure geschildert wurden. Tatsächlich folgte der Cultural Turn logisch aus diesem Gegensatz, und zwar über das Argument, dass sich schon die Kategorien der kausalen Analyse (Bürokratie, Südstaatenmentalität usw.) realen Handlungen realer Akteure verdankten.¹⁶⁴

Doch der Gegensatz zwischen Massey/Denton und Zorbaugh ist nicht der zwischen einer Geschichte über verdinglichte Variablen und einer Geschichte über konkrete Akteure. Der Unterschied ist vielmehr der, ob man eine Geschichte erzählt oder dies gar nicht tut. Bei Zorbaugh gibt es keine Geschichte. Im Vergleich zu *The Gold Coast and the Slum* sind die analytische Sozialwissenschaft und die neuen Narrative der 1990er Jahre schlicht unterschiedliche Versionen ein und desselben: Geschichten von Variablen im einen Fall und von Akteuren im anderen.¹⁶⁵ Denn eine Geschichte erzählt Zorbaugh gerade nicht. Er schaut sich vielmehr eine soziale Situation an, empfindet ihren überwältigenden Reiz und ihre tief bewegende menschliche Komplexität und schreibt dann ein Buch, in dem er versucht, diese Gefühle in den Köpfen – und mehr noch in den Herzen – seiner Leserschaft zu erwecken. Diese Wiedererschaffung der Erfahrung einer sozialen Entdeckung ist das, was ich hier als lyrische Soziologie bezeichnen möchte. Ich werde also Narration/Erzählung nicht einer kausalen Analyse entgegensetzen, wie wir es in der Vergangenheit üblicherweise gemacht haben, sondern

164 Ich habe ausführlich sowohl über den Gegensatz von Erzählung und Analyse (vgl. etwa »Seven Types of Ambiguity« und »Was machen Fälle eigentlich?«) als auch über Methoden zu seiner Überwindung (»From Causes to Events«; Abbott/Tsay, »Sequence Analysis«) geschrieben.

165 Somit ist der Gegensatz zwischen Erzählung und Analyse ein fraktaler, der enger gefasste Versionen seiner selbst (kausale Geschichten vs. »narrative Analyse« in der Manier der historischen Soziologie) in weiter gefasste Versionen (Erzählung vs. Lyrik) einbettet. Vgl. Abbott, *Chaos of Disciplines*, Kap. 1. Man beachte, dass das Buch von Massey und Denton sowohl kausale Analysen als auch eine historische Erzählung enthält.

der Lyrik. Und ich werde zu zeigen versuchen, dass die Soziologie, ja, die Sozialwissenschaften insgesamt das Genre der Lyrik in ihrem Repertoire haben und dass sie unter solcher Lyrik eine grundsätzliche Alternative zum Denken in »Geschichten« im allerweitesten Sinne verstehen sollten.

Also ist dieser Aufsatz ein Plädoyer für lyrische Soziologie. Ich beginne mit einem kurzen Überblick zur Literaturtheorie der Lyrik und leite von ihr eine Reihe grundlegender Dimensionen des lyrischen Impulses ab. Anschließend diskutiere ich diese Dimensionen ausführlich anhand einer Reihe von Beispielen. Ein abschließender Abschnitt schürft tiefer nach den theoretischen Grundlagen des lyrischen Modus und verortet die lyrische Soziologie in den jüngsten methodologischen und theoretischen Debatten.¹⁶⁶

Mit den folgenden Ausführungen möchte ich ein allgemeines soziologisches Publikum ansprechen. Ich predige nicht zu dem Chor der Antipositivisten, obwohl meine früheren Erfahrungen mit derartigen Essays darauf hindeuten, dass nur dieser Chor offene Ohren für sie haben wird.¹⁶⁷ Genauso wenig wird diese Erörterung, auch wenn sie sich literaturtheoretischer Begriffe bedient, den nicht minder vertrauten Ochsen der »geglätteten«, »monologischen«, »nicht reflexiven« Ethnografie aufspießen. Ich weise vielmehr auf eine Thematik oder Akzentuierung hin, die bereits in soziologischen Arbeiten mancherlei Art deziert vorhanden ist, und plädiere dafür, dass wir diese Thematik weiterentwickeln. Ich schreibe mithin in der Tradition von Richard Harvey Browns *A Poetic for Sociology*, eines Buches, das aus den Vokabu-

166 Die in diesem Kapitel verwendeten Beispiele sind etwas willkürlich gewählt. Ich habe nicht versucht, »beste« Beispiele zu finden, sondern vielmehr eine breite Palette ausgewählt, um die Vielfalt der Lyrik zu betonen. Ich sollte darauf hinweisen, dass Brown, *Poetic for Sociology*, S. 63 f., speziell Zorbaugh als Beispiel für eine schlechte Ästhetik anführt, weil es ihm an Distanz zu seinem Thema fehle. Ich bin anderer Meinung.

167 2004, als ich die erste Fassung dieses Aufsatzes schrieb, hatte es 246 Zitationen der drei theoretischen Beiträge zu einem »narrativen Positivismus« gegeben, die ich in den frühen 1990er Jahren veröffentlicht hatte. Genau zwei von ihnen stammten aus der *American Sociological Review*. Dass sich zu diesem Zeitpunkt 29 solcher Zitationen im *American Journal of Sociology* fanden, sagt mehr über meine Verbindung mit dieser Zeitschrift aus als über den Einfluss meiner Arbeit auf den quantitativen Mainstream.

laren der Literatur-, Dramen- und Kunstanalyse ästhetische Kanons für die Soziologie ableitet.¹⁶⁸

Der Begriff der Lyrik

Wenn ich Erzählung und Lyrik in einen Gegensatz stelle, bedeutet das, dass ich mich auf einen älteren Korpus an Literaturtheorie beziehe, als es die narrative Wende mit ihrem Gegensatz zwischen Erzählung und Analyse tat.¹⁶⁹ Die literaturwissenschaftlichen Gewährstexte für den Begriff der Erzählung entstammen der großen strukturalistischen Tradition; es sind die Analysen, die Vladimir Propp von der *Baba-Jaga* (1982 [1928]), Tzvetan Todorov vom *Decamerone* (1969), Roland Barthes von Honoré de Balzacs *Sarrazine* (1972 [1970]) und Gérard Genette von Marcel Prousts *Recherche* (1994 [1972]) vornahmen. Der Urtext dieser Tradition war Barthes' *Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen* (1988 [1966]), eine ausführliche Darstellung der Erzählung als einer sich verzweigenden Abfolge von Ereignissen und Möglichkeiten. Das bereits in Aristoteles' Behandlung der Erzählung in der *Poetik* implizierte Konzept einer sich verzweigenden Ereignisfolge steht im Mittelpunkt nicht nur der narrativen Wende, sondern auch – tatsächlich sogar mehr noch – der analytischen Sozialwissenschaft, gegen die sich die narrative Wende definierte. Beide sind in diesem Sinn in ihrer ganzen Konzeption durch und durch erzählerisch und behandeln die Realität als eine Geschichte mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende oder als ein Modell mit unabhängigen, intervenierenden und abhängigen Variablen, je nachdem.

Wie diese Entwicklungslinie nahelegt, ging es den Theoretikern des Hochstrukturalismus nicht um lyrische Sensibilität. Der *récit* war auf

168 Merkwürdigerweise spricht Brown wenig über Gefühl und Lyrik, beides zentrale Begriffe in meiner Analyse. Zur »nichtreflexiven« Ethnografie vgl. Clifford, »Introduction«, S. 7. Wie nicht zu übersehen sein wird, impliziert die hier entfaltete Argumentation, dass Cliffords Analyse völlig missglückt ist.

169 Tatsächlich stützte sich die narrative Wende in den Sozialwissenschaften selten auf die formalen Mittel der Literaturtheorie. Zumeist legitimierte einfach eine grundsätzliche Vorliebe für das Subjektive, Symbolische und Persönliche ihre Berufung auf das Erzählen. Einige der in diesem Absatz erwähnten Quellentexte werden weiter diskutiert in Abbott, »Sequences of Social Events«.

heuristische Codes und Handlungs-codes ausgerichtet; die fließende Struktur des zentralen narrativen Rätsels wurde lediglich hier und da um Symbole und Emotionen ergänzt. Wir müssen daher anderweitig nach begrifflicher Hilfe suchen.¹⁷⁰ Eine emblematische Quelle ist das berühmte »Preface«, das William Wordsworth zur zweiten und dritten Ausgabe seiner und Samuel Taylor Coleridges *Lyrical Ballads* beisteuerte. Wordsworths Text bietet ein schlagendes Argument und Beispiel dafür, wie angemessen und nützlich es ist, den Begriff des »Lyrischen« auf die Soziologie zu beziehen. Ich zitiere im Folgenden eine der berühmtesten Passagen jenes Vorworts, allerdings mit zwei kleinen Änderungen; ich habe im ersten Satz das Wort »Gedichte« durch »Studien« ersetzt sowie etwas später »bescheiden und ländlich« durch »städtisch«. Davon abgesehen ist es ein wörtliches Zitat:

»Mein Hauptanliegen in diesen [Studien] war es also, Vorfälle und Situationen aus dem gewöhnlichen Leben auszuwählen und sie

170 Soweit ich sehe, gibt es keine allgemeine Geschichte der Lyrik in der westlichen Welt oder auch nur in der englischen Literatur. Zur relativen Abwesenheit von Theorien der lyrischen Poesie bei den antiken Autoren vgl. Johnson, »Absence of Ancient Lyric Theory«. Zur Theorie der englischen Lyrik von Chaucer bis Coleridge vgl. MacLean, »Theory of Lyric Poetry«. Zur französischen Lyrik vgl. Levraut, *Poésie lyrique*; Huot, *From Song to Book*; sowie Maulpoix, *Du lyrisme*. Für die Griechen existierte die Lyrik nicht wirklich als Genre. Die Römer machten sie zum untersten Genre, im Wesentlichen weil sie am wenigsten darauf Anspruch erheben konnte, als Medium moralischer Verbesserung und Belehrung zu dienen. Auch die Renaissance glaubte im Anschluss an die klassische Tradition, dass sich die Lyrik mit unseriösen Themen befasste (im Unterschied zu Göttern und Helden) und folglich als unwichtige Gelegenheitsdichtung verstanden werden sollte. Frühmoderne Dichter wie Donne und Herbert schrieben großartige Gedichte, doch bestand Herberts Größe darin, dass er mit einer lyrischen Haltung an höhere (in seinem Fall heilige) Themen heranging, während Donnes Entwicklung von weltlichen zu sakralen Gedichten deutlich von seiner klassischen Hinwendung zu höheren Dingen kündete. Eine ähnliche Entwicklung vollzog sich in Frankreich. Die Geschichte der Genres in der Dichtkunst ähnelt daher überraschend der Geschichte der Genres in der Soziologie selbst. Es gibt eine Sehnsucht nach lehrreichen Texten, eine Unterdrückung des Emotionalen (zumindest soweit es nicht moralistisch ist), ein Beharren auf hohen, wichtigen Themen und – wenn die alten hohen Themen langweilig werden – eine neue Reihe von angeblich niederen Themen (etwa die Devianz in der Soziologie oder alltägliche Erfahrungen in der Lyrik), die für wichtig und untersuchenswert befunden werden.

durchgängig, soweit wie möglich, in einer Sprache zu berichten oder zu beschreiben, die wirklich von Menschen gesprochen wird, und sie zugleich in eine bestimmte Färbung der Einbildungskraft zu kleiden, durch die sich dem Geist gewöhnliche Dinge von einer ungewöhnlichen Seite zeigen sollen; und diese Vorfälle und Situationen darüber hinaus – und vor allem – dadurch interessant zu machen, dass in ihnen wahrhaftig, aber nicht ostentativ, die primären Gesetze unserer Natur nachgezeichnet werden [...]. Das [städtische] Leben wurde grundsätzlich deshalb ausgewählt, weil die wesentlichen Leidenschaften des Herzens in diesem Umfeld einen besseren Boden finden, um zur Reife zu gelangen, weil sie hier weniger eingeschränkt sind und eine schlichtere und eindringlichere Sprache sprechen [...].¹⁷¹

Diese Passage könnte gut aus Robert Parks Essay *The City* stammen.¹⁷² Ersetzt man allerdings »bescheiden und ländlich« nicht durch »städtisch«, sondern durch »primitiv«, dann läse man hier das Credo, das Bronislaw Malinowski zu den Trobriand-Inseln und Edmund Leach ins Hochland von Burma aufbrechen ließ. Überdies finden Wordsworths Kriterien für Lyrik ein Echo in modernen Polemiken gegen die Soziologie. Wordsworth wollte, dass die Dichtung vom normalen Leben handelt und gewöhnliche Menschen zum Gegenstand hat, nicht die Helden und Götter der augusteischen Lyrik. In diesem Sinne verurteilte auch C. Wright Mills die Soziologie für ihre Beschäftigung mit großen gesellschaftlichen Kräften und kausaler Abstraktion.¹⁷³ Wordsworth wollte, dass Lyrik in gewöhnlicher Sprache geschrieben wird. Und auch wir sagen heute, dass sich die Soziologie in einfachen Worten ausdrücken sollte, statt sich in Jargon zu flüchten. Wordsworth wollte, dass die Lyrik aus simplen Gegenständen »die primären Gesetze unserer Natur« herausliest. Und auch wir wollen, dass die Soziologie die Gesetze des sozialen Lebens ausfindig macht. Zwar glaubte Wordsworth, dass diese

171 Wordsworth, »Preface«, S. 446 f.

172 Vgl. Park, »The City«, S. 2 f. Eine interessante Lesart der Chicagoer Schule als einer hochliterarisch ausgerichteten Soziologie bietet Capetti, *Writing Chicago*. Vgl. auch Lindner, *Entdeckung der Stadtkultur*, der den Zusammenhang von Parks Soziologie mit dem Journalismus elegant dokumentiert. Der vorliegende Aufsatz erschien mit Blick auf Wordsworth ursprünglich unter dem Titel »Against Narrative. A Preface to Lyrical Sociology«.

173 Mills, *Kritik der soziologischen Denkweise*.

Gesetze im Landleben am sichtbarsten seien, wohingegen so unterschiedliche Soziologen wie Max Weber und Robert Park behaupteten, die Gesetze der menschlichen Natur und Gesellschaft lägen nirgendwo offener zutage als in der Stadt. Nichtsdestotrotz sind sie sich alle einig, dass es Orte in der sozialen Welt gibt, an denen die Gesetze des menschlichen Verhaltens besonders dicht an die Oberfläche kommen.

Nur mit seiner Empfehlung, unsere Untersuchungen »zugleich in eine bestimmte Färbung der Einbildungskraft zu kleiden«, durch die sich »gewöhnliche Dinge von einer ungewöhnlichen Seite zeigen«, geht Wordsworth über die vertrauten Grenzen soziologischer Polemik hinaus. Die wichtigste Form der Imagination, die uns in der Soziologie zu Gebote steht, ist die theoretische Fantasie, wohingegen klar ist, dass Wordsworth hier an eine emotionale Einbildungskraft denkt, die starke Bilder und mächtige Gefühle miteinander verbinden kann, um im Leser das Gefühl zu erwecken, das der Dichter selbst empfunden hat, das jedoch jetzt – in der berühmten Formulierung an einer späteren Stelle des »Preface« – »in aller Ruhe erinnert« wird.¹⁷⁴ Doch auch in diesem Zusammenhang sind wir Soziologen uns nicht unbedingt einig, wie wir uns von Wordsworth unterscheiden. Allerdings bestehen wir nicht immer auf theoretischer Fantasie. In der zitierten Passage von Massey und Denton ist weniger ein theoretisches oder emotionales Vorstellungsvermögen am Werk als ein moralisches. Keine der beiden eingangs zitierten Passagen glaubt ja an Theorie um der Theorie willen. Doch wo Zorbaugh uns die schiere elektrisierende und »pindarische« Erhabenheit der Stadt vermitteln möchte, wollen Massey und Denton unser moralisches Empfinden wachrütteln.¹⁷⁵

174 Wordsworth, »Preface«, S. 460; (im Original: »recollected in tranquility«).

175 »Pindarisch« wurde in der englischen Dichtungskunde zum Synonym für »heroisch« oder »überhöht«, nachdem Cowley Pindar – eine explizit lyrische Stimme in der antiken griechischen Dichtung – im späten 17. Jahrhundert wiederentdeckt hatte. Cowley und seine Zeitgenossen entdeckten auch Longinus wieder, für den die Dichtung weniger der Belehrung als der einfachen Mitteilung von Gefühlen durch den Dichter an den Leser diene. In der langen Geschichte der lyrischen Poesie galt dieser Mangel an belehrenden Inhalten immer als ihr Hauptmanko. Wie Samuel Johnson bekanntlich schrieb: »Zweck des Schreibens ist es, zu belehren. Zweck der Dichtung ist es, durch Gefälligkeit zu belehren« (Johnson, »Preface to Shakespeare«, S. 245). Unter den vielen zeitgenössischen Autoren, die mit Johnson glauben, dass das Erzählen zwangsläufig moralisierend ist, vgl. White,

Und vielleicht ist ja in Wirklichkeit ein Mangel an Wordsworths »Färbung der Einbildungskraft« der Grund, der zum viel diskutierten Niedergang einer öffentlich wirksamen Soziologie geführt hat. Vielleicht sind es nicht so sehr unsere moralische Zurückhaltung und unsere obsessive Professionalität, wie Michael Burawoy behauptet hat,¹⁷⁶ sondern vielmehr unsere farblose Fantasie und unser zermürbender Moralismus, die die Soziologie von der öffentlichen Bühne vertrieben haben. Vielleicht waren die großen soziologischen Klassiker der Nachkriegsjahre nicht so sehr aufgrund ihrer oft tiefen moralischen Leidenschaft populär, sondern vielmehr deshalb, weil sie stets eindringlich die emotionalen Reaktionen ihrer Verfasser auf so disparate Themen wie den Organisationsmenschen, die Straßenecke und den Schmelztiegel heraufbeschworen. Es ist auffällig, dass von den elf führenden Titeln auf Herbert Gans' Liste soziologischer Bestseller¹⁷⁷ sieben in ihren Titeln gefühlsbesetzte Themen ankündigen: *The Lonely Crowd (Die einsame Masse)*, *The Pursuit of Loneliness*, *Blaming the Victim*, *Habits of the Heart (Gewohnheiten des Herzens)*, *Worlds of Pain*, *Intimate Strangers* und *The Hidden Injuries of Class*.

Alles in allem scheint es mir ein lohnendes Unterfangen, sich an der Konzeption einer lyrischen Soziologie zu versuchen. Vielleicht gibt es eine Form von emotionalem Engagement für unsere Themen, die wir durch eine eingehende Analyse zurückgewinnen können. Wie mein bisheriges Vorgehen impliziert, werde ich die verschiedenen Bestandteile einer Konzeption lyrischer Soziologie aus der kritischen Literatur zur lyrischen Poesie ableiten. Es gelten daher die üblichen Vorbehalte gegenüber Analogien. Mein Ziel ist es, Altes in neuem Licht darzustellen und uns vielleicht eine neue Lesart der Werke einiger unserer Kolleginnen anzubieten, wenn nicht eine neue Schreibart für unsere eigenen. Vielleicht wird es hier und da ein wenig knirschen, aber ich denke, das ist es wert.

Ich versuche eine relativ formale Übersetzung von Begriffen nicht zuletzt deshalb, um vordergründige Äquivalenzen (von der Form »lyrische Soziologie ist in Wirklichkeit x«) zu vermeiden. So könnte man

Metahistory. Man beachte, dass ich die Frage des Publikums für Lyrik, sei sie poetisch oder soziologisch, im Großen und Ganzen ausgespart habe. Ich danke David Wray und Jeff Morenoff für diesen Hinweis.

176 Burawoy, »For Public Sociology«. Ich gehe im Epilog auf seine Argumentation ein.

177 Gans, »Bestsellers«.

vorschnell zu dem Schluss kommen, lyrische Soziologie sei letztlich ethnografische Soziologie. Diese Behauptung sollten wir jedoch nicht akzeptieren, bevor wir nicht versucht haben, uns – auf der Grundlage einer theoretischen Argumentation – vorzustellen, wie sich ein lyrischer Impuls in der historischen oder in der quantitativen Soziologie ausdrücken könnte. Man könnte gleichfalls vorschnell urteilen, bei lyrischer Soziologie handle es sich lediglich um eine populäre oder rein deskriptive Weise des Schreibens. Auch damit würde man sich um eine ernsthaftere Betrachtung bringen.

Als Ziel sollte uns dabei immer eine Form von Soziologie – wirklich eine Form von Sozialwissenschaft – vor Augen stehen, die in einem grundsätzlichen Sinn nicht narrativ ist. Das bedeutet nicht, dass sie nicht erzählerische Elemente aufweisen kann – Zorbaughs Buch ist voller kleiner Geschichten. Es bedeutet aber, dass ihre letztlich rahmengebende Struktur nicht das Erzählen einer Geschichte – mit seinen berichtenden, erklärenden und verstehenden Dimensionen – sein sollte, sondern vielmehr die Verwendung eines einzelnen Bildes, um eine Stimmung, einen emotionalen Eindruck von der sozialen Wirklichkeit zu vermitteln.

Da die Erklärung – die fast zwangsläufig narrativen Charakter hat – so prominent in der sozialwissenschaftlichen Methodik war, werden wir wenige explizit lyrische Bücher finden.¹⁷⁸ Ich werde unten eine Reihe von Beispielen anführen, die allerdings nie als durchgängig lyrische Werke konzipiert waren. Wir müssen vielmehr nach den Bruchstücken lyrischer Soziologie Ausschau halten, die wir finden können. Und natürlich weisen viele Analysen, die narrativ konzipiert sind, starke lyrische Unterabschnitte auf. Lyrische Soziologie aber muss mehr sein als stilistische Brillanz und literarische Bravour. Wir suchen nach einer Lyrik, die sich gegen das Erzählen behauptet – und vor allem gegen den

178 Der Funktionalismus bildet eine mögliche Ausnahme von meiner Hypothese, dass jede Form von Erklärung von Haus aus eine narrative Struktur besitzt. Die funktionale Erklärung setzt voraus, dass etwas in der Gegenwart durch eine Anordnung von Kräften aufrechterhalten wird, die jede Abweichung von einem funktionalen Zweck »korrigieren« wird (Stinchcombe, *Constructing Social Theories*). Der Funktionalismus und die mit ihm verwandten Gleichgewichtsargumente erfordern nicht wirklich narrative Erklärungen, die sich im Medium der Echtzeit bewegen; sie existieren in einer abstrakten, inhaltslosen Zeit. Ich erörtere solche Argumente eingehender in »Soziale Ordnung und sozialer Prozess«, in diesem Band, S. 252–293.

vertrautesten Avatar der Erzählung in den Sozialwissenschaften: die Erklärung.

[...]

INHALT

THOMAS HOEBEL | WOLFGANG KNÖBL | AARON SAHR

Reputation und Randständigkeit	7
Andrew Abbott und die Suche nach der prozessualen Soziologie	

ANDREW ABBOTT

1 Die Historizität von Individuen	63
2 Über die allgemeine lineare Realität hinausgehen	
Drei alternative Ontologien	80
3 Was machen Fälle eigentlich?	118
4 Zum Begriff des Wendepunkts	163
5 Lyrische Soziologie	
Für ein emotionales Erfassen sozialer Momente	191
6 Soziale Ordnung und sozialer Prozess	252
Epilog Für eine humanistische Soziologie	292
Bibliografie	313

Zum Autor

Andrew Abbott ist Gustavus F. and Ann M. Swift Distinguished Service Professor im Department of Sociology an der University of Chicago. Er war Herausgeber des *American Journal of Sociology* und forscht vor allem zu den Methoden des (sozialwissenschaftlichen) Entdeckens, zu Heuristiken, zur Zukunft des Wissens sowie zur Wissens- und Berufssoziologie und Sozialtheorie.

Positionen Sozialforschung weiter denken

In der Reihe **Positionen** erscheinen klassische und neue Texte, die sich damit auseinandersetzen, was wegweisende Sozialforschung methodisch und theoretisch ausmacht, und die aufzeigen, was sie leisten kann.

Sozialforschung weiter denken heißt, mit Positionen zu experimentieren, die inspirieren und irritieren, weil sie die theoretischen und methodischen Konventionen sozialwissenschaftlichen Forschens hinterfragen, überwinden oder neu arrangieren. Die ausgewählten Werke fordern allesamt heraus; sie geben Orientierung und enthalten überraschende Einsichten; sie machen Deutungsangebote und ermuntern zu Kritik.

Ziel der Reihe des **Hamburger Instituts für Sozialforschung** ist es, methodisch und theoretisch kreativen Impulsen mehr Gewicht in wissenschaftlichen und öffentlichen Diskursen zu verleihen. Dazu versammelt **Positionen** sowohl Originaltexte als auch Übersetzungen.

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.hamburger-edition.de

© der deutschen Ausgabe 2020 by Hamburger Edition
Abdrucknachweise Seite 327

We thank Andrew Abbott for his kind cooperation in the publication
of this book.

Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras
Satz aus der DTL Albertina ST und Linotype Univers Condensed
Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86854-340-7
1. Auflage September 2020